

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 14 (1924)
Heft: 5

Artikel: Berglerchilbi
Autor: Huggenberger, Alfred
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-634619>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

diesjährige Bergchilbi ungetrübt froh, heimelig und ge-
diegen.

Unnötig zu sagen, daß Tanz und Sang, Lebkuhen-
wirbeler und Kasperli, Rutschbahn und Chilbiphotograph
den üblichen Rahmen bildeten, der leicht auch anderswo
zu treffen ist.

Eigenartig aber und der freudigsten Bewunderung wert
war das farbenfrohe, lustigbewegte Chilbi. Klein selber, das
sich in den schönen Räumen des Kasinos zueinander fand
und mit seinen nah an tausend in den heimischen Trachten
gekleideten Gestalten eine seltene Augenweide bot.

Kein Wunder, daß auf allen Gesichtern der Ausdruck
heitersten, gegenseitigen Wohlgefallens und ungekünstelter
Freude lag. Kein Wunder, daß sich da und dort Semmen-
grüpplein bildeten, die ihrem Empfinden in urwüchsigem
Liedern und kräftigen Tödlern Gestalt verliehen, nicht an-
ders als wie es die sonnbräunlichen Alpburschen tun. Manch
einem mag dabei als hurtiges Momentbild ein kleines Aus-
schnittchen aus frohen Jugendentagen vor die Seele geflogen
sein: Bergdorfset dort und dort, rasenweiches Auplärer, drin
kräftige Schwinger, ein Kreis von Zuschauern, darunter
liebe Bekannte. Denn viele, die zum Feste gekommen, wuch-
sen droben in den Bergen, draußen auf den Dörfern heran,
und danken ihrer Heimat einen reichen Schatz froher Er-
innerungen. Nichts ist natürlicher, als daß sie, Männer und
Frauen, sich in ihrer Landestracht zum Feste schmückten und
als Oberhasler, Simmentaler, Saaner, Guggisberger, Em-
mentaler, Appenzeller, Unterwaldner und Walliser aufrückten,
dazu gesellten sich die typischen Vertreter und Vertreterinnen
aus dem sonnigen Rebgebirge, dem reichen Bauernstand
des Hügellandes, dem wohlhabend-schlichten Bürgertum der
Städte.

Und damit wuchs die Chilbi über ihren engbegrenzten
Raum hinaus zu einem Trachtenfest im besten Sinn des
Wortes, dem die beglückende Stimmung eines warmen



Bergchilbi der Sektion Bern des S. A. C. (Phot. A. Deinet, Bern.)
Simmentaler Taufe mit altem Berner Bauer von 1840.

Heimatgefühles vom ersten bis zum letzten Augenblick die
schönste Harmonie verlieh.

Den Veranstaltern und unermüdeten Organisatoren
gebührt der beste Dank. Aber auch all den freundlichen Be-
kannnten und Unbekannten überall im Lande herum, die ihre



Bergchilbi der Sektion Bern des S. A. C. (Phot. A. Deinet, Bern.)
Berner Werktagstrachten.

zum Teil höchst selten gewordenen Trachten bereitwillig zur
Verfügung stellten und damit das schöne Fest ermöglichten.
-y-

Berglerchilbi.

Von Alfred Huggenberger.

Die Bergler sind auch keine Asketen;
Sie tun ja hart mit Werken und Beten,
Sie müssen, was not an Erdbdingen,
Mit Nöten dem Berg und dem Winter abringen,
Ihr Leben ist kein Poetenidyll,
Aber sie lieben es zäh und still.

Sie lieben der Heimstatt armen Frieden,
Die kleinen Sorgen, gottbeschieden,
Den Berg mit seinen Felsentürmen,
Der sie vernichten kann und schirmen.
Sie lieben des Föhnsturms wildes Werben,
Sie lieben den Frühling, seinen Erben,
Den Sommer, der den Firn bezwingt
Und ihnen Brot und Freude bringt.

Die Bergler sind nicht zum Lachen geboren,
Ihre Seelen sind dem Ernst verschworen;
Doch wenn die Lust mal ihr Tüchlein schwenkt,
Ein Tag, ein Tag ist jedem geschenkt.
Einmal im Jahr will das Leben sein Recht,
Kein Strohgeflacker, die Sehnsucht ist echt.
Sie schmücken sich in den verschwiegenen Stuben,
Krauszöpfige Maidlein, gebräunte Buben.
Manch buntes Mieder ist schier zu enge.
Kettlein, Spangen, Silbergehänge.
Kein Trug, der Flitter ist Ehrengut,
Ererbt, erworben mit Schweiß und Blut.

Sie treten heraus in den Tagesschein,
 Sie steigen die Staffelpfade bergetin;
 Als Nachhut die bedächtigen Alten,
 Harte Gesichter mit Narben und Falten.
 Ein Jauchzer verhallt in Schlucht und Holz,
 Des Berglers trohiger Lebensstolz.

Das Fähnlein weht auf verwettertem Zaune,
 Der Bergwirt hat seine gute Laune.
 Er ist gerüstet, er hat's geschafft
 Mit seines eisernen Rückens Kraft;
 Alles Ding ist an seinem Ort,
 Spundvoll die Regeln, die Keule schmort.
 Der Bergwirt weiß, unter seinen Gästen
 Sind keine Verächter vom Ledern und Besten.

Wer am Steilhang weiß die Sense zu führen,
 Versteht sich schwer auf geschlechte Manieren,
 Aber ein Mädel im Tanz zu dreh'n,
 Das paßt ihm, da wird er zum Rechten seh'n.
 Schad wär's, mein Treu, um die vier Musikanten!
 Alles, nur keine Klimpertanten.

Sie spielen nicht zum Zeitvertreib,
 Sie spielen sich schier die Seel' aus dem Leib.
 Der Brummbach tut sich allen voran,
 Das Geigentier größer als der Mann;
 Er kämpft mit der Fiedel süßem Gedicht
 Als wie die Volsaune vom Jüngsten Gericht.
 Doch auch die Trompete ruft hell: Ich bin da!
 Bescheiden ist nur die Harmonika,
 Sie schnarcht und ringt mit Atembeschwerden,
 Um ja mit den andern fertig zu werden.
 Kein Ledergericht für verwöhnte Ohren,
 Aber Musik ist's erdverschworen,
 Sie ist wie die, für die sie gemeint,
 Ist Zauberweise, gejauchzt und geweint.
 Das stampft und schmachtet im engen Raum,
 Das treue Begehren, der schüchterne Traum.
 Die Schluchten getrennt, liegen Arm in Arm,
 Berglerblut ist rot und warm.

Draußen auf freiem Rasenplan
 Hebt jetzt ein seltsam Läuten an.
 Die schweren Treicheln sind hergebracht:
 Schellenschütteln! Wer hat es erdacht?
 Das mögen die Wettertannen wissen,
 Vielhundertjährig, vom Sturm zerrissen,
 Das mögen die grauen Felsen sagen,
 Die fern als Säulen den Himmel tragen.

Der Ring ist geschlossen. Ein Flaumbart, ein Greis
 Schwingen die Glocken mit Kunst und mit Fleiß;
 Erst tastend, sich zusammenzufinden,
 Bis sich die Töne gemach verbünden
 Zum Dreiklang zum heiligen Berggesang,
 Einfaltgewoben, ahnungsang.

Andächtig stehen die Lauscher im Kreise.
 Hände finden sich sacht und leise,
 Weißbärtige Männer, verwelkte Frauen
 Müssen sich stumm in die Augen schauen.

Ihnen ist, als käme das Läuten
 Fern herüber aus andern Zeiten:
 Es sagt von Liebe, es sagt von Leid,
 O, sie wissen vom Leben Bescheid!
 Es hat sie geschlagen, es hat sie verbunden,
 Sie haben gesorgt, gebetet, verwunden,
 Hat eins des andern Last getragen,
 Sie konnten sich's nie mit Worten sagen,
 Was schau ein Tränlein heut ahnen läßt,
 Die Stunde wird ihnen zum Lebensfest...
 Ich muß mich still zur Seite wenden —
 Heimat, du bist in guten Händen. (Aus „Lebensstreu“.)

Der Standesbeamte.

Erzählung von Franz Odermatt.

Gusti Herzog erhob sich vom antik imitierten Schreib-
 tisch und trat auf den Balkon. Ein Sonntag voll sonniger
 Sella war über den Bergen. Man mußte die Gefühlsvor-
 stellungen einer Verdischen Oper zu Hilfe nehmen, um für
 das zarte Verschmelzen der hellen Farben des Himmels, des
 spiegelklaren Sees, der frischgrünen Wälder und der weißen
 Gletscher einen Stimmungsvergleich zu finden. Aber Gusti
 Herzog lachte hell in sich hinein über sich. Und er trat
 wieder ins Zimmer. Vor den Spiegel. Er stand im mo-
 dernsten Ring Edward Anzug. Allein er wäre nicht erschrocken,
 wenn ihm der Spiegel ein Harlekinstkostüm und eine Maske
 gezeigt hätte.

Nun schrieb er wieder. Rascher als er gewohnt war,
 denn Schreiben nötigte ihn gewöhnlich zum Denken und
 das war nicht seine Liebhaberei. In dem Briefe, den er
 schrieb, wollte er sich ganz frei und ohne Verstellung geben.
 Seinem Freunde Heinz Zweifel konnte er seine frische in-
 nere Lustigkeit ausschütten; das befreit, hebt. Heinz war
 der einzige, dem er sagen konnte, wie er über den närrischen
 Firtelanz dachte, der um seine Verheiratung gesponnen wurde.
 Er konnte doch nicht ernst bleiben vor Heinz. Im gleichen
 frischen Tone, aus dem die alten tollken Streiche klangen,
 war Heinzens Gratulation geflossen. Er hatte sie der Braut,
 wie der frommen Mamma unterschlagen.

Gusti las den Brief noch einmal: Doch verflucht neckisch,
 verflucht echt: „Du würdiger sitzamer Bräutigam! Wenn
 ich mir vorstelle, wie Du in dionysischer Tugend vor dem
 Altar kniest, dann plagen mir alle Nächte vor Lachen!“

„Heinz, du unheimlich gefährlicher Menschenkenner! Ich
 habe zehnmal, täglich zehnmal, das Bild, wie du es sehen
 magst, selbst gesehen mit all' den lustigen Albernheiten einer
 Komödie. Morgen ist die Ziviltrauung. Ein Bauer wird
 uns mit wichtiger Miene im Namen des Gesetzes verbinden.
 Wer wäre sonst in dem armen Bergnest? Unsere Fabrik
 und das Herrenhaus gehören nur territorial zum Dorf, doch
 mit keinen geistigen oder kulturellen Beziehungen. Der
 Bauernhochmut stört uns auch nicht weiter. Aber morgen
 — ich habe mir die Rolle in dieser Burleske zurechtgelegt.
 Vielleicht, daß ich den Standesbeamten im Stalle suchen
 muß, denn als Viehzüchter soll er seine Sache verstehen.
 Also, das Gefühl meiner Animalität wird mir dabei nicht
 abgehen. Nun, ich habe starke Nerven. Du würdest mir das
 bezeugen! Und meine Braut liebt mich zu sehr, als daß
 ich befürchten muß, sie könnte mir ausreißen.“

So empfangen ich also den standesamtlichen Schein —
 die kirchliche Trauungsmusik wird ein Verwandter unseres
 Hauses vollziehen. Der Herr Resignat Sanft. Ich konnte
 ihn nie ausstehen, aber es ist der Wunsch meiner Braut
 und Mamma wäre tief unglücklich. Also lasse ich auch das
 über mich ergehen. Die Geschichte fängt an, mich zu be-
 lustigen.

Meine Braut ist eine zarte Schönheit und sie liebt
 mich wie einen Gott. Sie ist ein Engel und sieht in mir
 einen Dionysius. Ihre Unschuld bedrückt mich fast. Du
 weißt ja, daß im großen Wald kein schöner Baum war,
 unter dem ich nicht gerastet habe und nun soll ich einer
 einzigen Tanne zu Lieb die vielen andern schönen Bäume
 meiden.

Wer klopft? Man ruft mich. Der Chauffeur ist vor-
 gefahren. Ich soll den lieben alten Herrn Resignat ab-
 holen, er wird bis zur Hochzeit bei uns bleiben. Du wün-
 schest mir doch gute Geduld!“

Das in der Gegend bekannte schwere graue Automobil
 wartete an der Vorfahrt zur Villa Herzog. Die Uhr schlug
 drei. Auf dreieinhalb war die Trauung bestellt. Braut und